

# Der Austauschschüler<sup>1</sup>

Im Sommer kamen Austauschschüler aus England zu uns in die Stadt, um ein wenig Deutsch zu lernen. Zusammen mit der Gemeinde<sup>2</sup> vermittelte ihnen unsere Schule Familien, in denen sie dann für drei Wochen wohnen konnten. Wir gehörten nicht dazu, obwohl wir uns ursprünglich bereit erklärt hatten, einen Sprachenschüler aufzunehmen. Und ich hatte mich eigentlich auch schon darauf gefreut. Aber unsere Familie steckte in einer Krise.

Mein Vater hatte für vier Wochen keinen Führerschein<sup>3</sup>. Die Polizei hatte ihn erwischt, als er mit seinem Auto samt Anhänger hundertdreißig Sachen<sup>4</sup> fuhr. Das ist verboten.

Weil mein Vater jetzt keinen Führerschein mehr hatte, war er die meiste Zeit schlecht gelaunt. Es war nicht immer schön mit ihm zu Hause und meine Mutter wollte nicht, dass ein englisches Kind einen schlecht gelaunten Gastvater<sup>5</sup> bekommt.

Wir hatten rechtzeitig wieder abgesagt und unser Austauschschüler war einer anderen Gastfamilie zugeteilt worden.

Aber dann kam doch alles ganz anders. In einer Gastfamilie waren plötzlich die Masern<sup>6</sup> ausgebrochen, sodass sie dort keinen Engländer aufnehmen konnten. Eine Notunterkunft wurde gesucht. Schließlich bot sich ein Redakteur unserer Tageszeitung an. Aber das war keine Lösung auf Dauer. Der Redakteur und seine Frau hatten selbst keine Kinder und mussten beide den ganzen Tag arbeiten.

Ein Sprachenschüler braucht Familienanschluss. Eine Familie mit Kindern musste es sein. So kamen wir dann doch wieder ins Spiel<sup>7</sup>. Wir, das sind meine Mutter, mein Vater und ich.

Herr Rübenacker, unser Englischlehrer, der für die Unterbringung und Betreuung der Sprachenschüler verantwortlich war, kam zu uns und schilderte die Misere<sup>8</sup>. Er war ein dicker, etwas traurig wirkender Mann, der mit seiner Körperfülle beinahe eine komplette Längsseite unseres Ess-tisches für sich beanspruchte.

„Also“, sagte er mit großem Ernst in der Stimme, „der John ist im Augenblick sehr unglücklich. Und wie es aussieht, gibt es sonst keine Familie, die für eine vernünftige Unterbringung in Frage kommt. Bevor er nach Hause geschickt werden muss, wollte ich deshalb noch einmal bei Ihnen nachfragen, ob Sie ... äh ... in Anbetracht der besonderen Umstände ... nicht doch vielleicht ...“

Meine Mutter sah meinen Vater an. Der sah mich an. Ich sah beide an. Mein Vater und ich zuckten unschlüssig die Schultern. Meine Mutter war der Samariter<sup>9</sup> in der Familie. Sie sagte: „Also, dass der John nach Hause geschickt wird, nur weil ihn keiner nimmt, kommt nicht in Frage. Wir nehmen ihn natürlich und wir freuen uns auf ihn. Es wäre doch gelacht, wenn es ihm bei uns nicht gut gehen würde! Nicht wahr?“

Bei dem ‚Nicht wahr?‘ hat sie uns mit diesem Mutterblick angesehen, der den Rest der Familie jedes Mal vor vollendete Tatsachen stellt.

„Aber warum John?“, fragte ich. „Sollten wir ursprünglich nicht einen Dennis bekommen?“

„Schon“, sagte Herr Rübenacker und lächelte mich an. „Der Dennis ist aber woanders untergekommen. Jetzt ist es so, dass eben der John übrig geblieben ist.“

„Also meinetwegen nehmen wir ihn gerne“, sagte mein Vater und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

Er klang gut gelaunt. Nichts war zu merken von dem griesgrämigen<sup>10</sup> Menschen, der uns in der letzten Zeit auf die Nerven gegangen war.

Am nächsten Nachmittag brachen wir auf und holten den John.

Er saß mit gepacktem Koffer und einem Plüschtier bei dem Redakteur und seiner Frau. Als wir kamen, verzog er keine Miene und sprach kein einziges Wort. Wir hatten natürlich keine Ahnung, dass sich das in der nächsten Zeit auch nicht ändern würde.

„Vielleicht taut er bei Ihnen ein wenig auf“, sagte die Frau des Redakteurs. „Sie haben einen Sohn, mit dem er sich vielleicht gut versteht. Also bei uns hat er so gut wie nicht gesprochen.“



„Das wird sicherlich bei uns besser“, sagte meine Mutter optimistisch und lächelte den John freundlich an.

Nach einem kurzen, langweiligen Gespräch zwischen meinen Eltern und dem Zeitungsredakteur und seiner Frau packte mein Vater den Koffer und wir zogen mit dem John und seinem Plüschtier<sup>11</sup> davon. Er setzte sich neben mich hinten ins Auto und guckte stumm aus dem Fenster oder nach vorne auf die Straße.

Ich sah ihn von der Seite her an, mein Vater drehte sich auf dem Beifahrersitz zu ihm nach hinten und meine Mutter versuchte durch den Innenspiegel seinen Blick einzufangen. Aber John wich unseren Blicken aus und schaute aus dem Fenster.

John war nicht sonderlich groß. Er hatte blonde, leicht ins Rötliche gehende Haare und eine ziemlich blasse Gesichtshaut.

„Ich bin Paul“, stellte ich mich vor.

John schenkte mir einen kurzen Blick. Schwieg.

Mein Vater vorne deutete mit dem Finger auf mich und sagte in sehr deutlichem Deutsch:

„Das ist Paul. Unser Sohn. Ich bin Herr Leitermann. Und neben mir ist Frau Leitermann!“

„Hallo“, sagte meine Mutter durch den Innenspiegel nach hinten und machte mit dem Auto einen kleinen Schlenker.

„Auf die Straße schauen“, mahnte mein Vater.

Meine Mutter sah meinen Vater vorwurfsvoll an.

„Willst du fahren?“, fragte sie.

„Ich habe keinen Führerschein“, sagte mein Vater.

John schwieg beharrlich.

„Dies ist unsere Stadt“, sagte mein Vater wenig später und deutete auf die traurigen Gebäude draußen. „Dies ist eine typische deutsche Kleinstadt.“

Aber John tat, als würden ihn die Worte meines Vaters nicht interessieren.

Und es war vollkommen egal, dass John Engländer war. Er hätte von jedem Land der Erde sein können, denn er war ein Sprachenschüler, der nicht sprach.